

Pierre Michon

Die Grande Beune

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1463 der Bibliothek Suhrkamp

Pierre Michon
Die Grande Beune

Aus dem Französischen
von Katja Massury

Mit einem Nachwort
von Jürg Laederach

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 1996 unter dem Titel
La Grande Beune im Verlag Verdier in Lagrasse.

© der deutschsprachigen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2011

© Éditions Verdier, 1996

Für das Nachwort: © Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Erste Auflage 2011

ISBN 978-3-518-22463-2

I 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Die Grande Beune

*Die Erde schlief nackt und gepeinigt wie
eine Mutter, deren Decke herabgeglitten war.*

Andrei Platonow

I

Zwischen Les Martres und Saint-Amand-le-Petit liegt die Ortschaft Castelnau, über der Großen Beune. Dorthin wurde ich 1961 berufen: Auch die Teufel, so nehme ich an, beruft man in die Höllenkreise; und von Überschlag zu Überschlag purzeln sie auf des Trichters enges Loch zu, so wie wir der Rente entgegenrutschen. Ich war den Trichter noch nicht ganz heruntergerutscht, es war meine erste Stelle, ich war zwanzig Jahre alt. Einen Bahnhof gibt es in Castelnau nicht; der Ort ist gottverlassen; Busse, morgens von Brive oder Périgueux losfahren, setzen einen ganz spät dort ab, Fahrtende, Endstation. Ich kam in der Nacht an, ziemlich verloren, mitten im Aufgalopp eines Septemberregens, der im Scheinwerferlicht vor den schlagenden Scheibenwischern hochsprang, vom

Dorf sah ich nichts, der Regen war schwarz. Ich mietete mich im *Chez Hélène*, dem einzigen Hotel, ein, es stand auf dem Kamm der Felswand, an deren Fuß die Beune, genannt die Große, fließt; an jenem Abend sah ich auch die Beune nicht, aber aus dem Fenster meines Zimmers auf noch dichtere Schwärze sehend, ahnte ich hinter dem Gasthof ein Loch. Drei Stufen führten in die Wirtsstube hinab; sie war mit jener oxsenblutroten Tünche gestrichen, die früher Antikrot genannt wurde; es roch nach Mauersalpeter; ein paar Trinker saßen da und sprachen in Augenblicken des Schweigens laut von Gewehrschüssen und Angelruten; sie bewegten sich in einem schwachen Licht, es warf ihre Schatten an die Wände; man hob den Blick, und über dem Schanktisch beobachtete einen ein ausgestopfter Fuchs; sein spitzer Kopf sah drohend auf den Betrachter, aber sein Körper schien die Wand entlangzulaufen, zu fliehen. Die Nacht, das Auge des Tieres, die roten Wände, die derbe Sprache dieser Leute, ihre urtümlichen Gespräche, dies alles schob mich in eine nicht zu definierende Vergangenheit, die in mir keine Freude auslöste, sondern ein diffuses Grauen, zu dem

sich das Grauen fügte, bald vor Schülern stehen zu müssen: Diese Vergangenheit erschien mir als meine Zukunft, diese dubiosen Fischer als Fährmänner, die mich auf den bösen Kahn des Erwachsenenlebens laden und mitten auf dem Wasser ausplündern und über Bord werfen würden, während sie mit ihrem Jargon im Dunkel hämisch in ihre zeitlosen Bärte lachten; dann hockten sie am Ufer und schuppten wortkarg große Fische. Die gischtenden Septemborgüsse prasselten gegen die Scheiben. Hélène war alt und wuchtig wie die Sibylle von Cumae, ebenso bedächtig und ebenso mit schönen Fetzen herausgeputzt, ein Tuch um den Kopf geschlungen; mit hochgezogenem Ärmel wischte ihr dicker Arm vor mir den Tisch; diese einfachen Bewegungen strahlten vor Stolz und stiller Freude: Ich fragte mich, welche Vorfälle sie als Wirtin in diese rote Taverne verschlagen hatten, die von einem Fuchs über ihr beherrscht wurde. Ich bat sie um ein Abendessen; karg entschuldigte sie sich für ihr erloschenes Herdfeuer, ihr hohes Alter und tischte mir Unmengen jener Kaltspeisen auf, die den Pilgern und Rittern in den Geschichten schwer im

Magen liegen, ehe ihnen beim Durchqueren einer tiefschwarzen Furt in der reißenden Strömung die Schneide eines Schwerts in den Körper fährt. Dazu Wein aus einem großen Glas, um mit der Strömung besser fertig zu werden. Ich aß diese Schlachtplatte uralter Zeiten, am Nachbartisch allmählich spärlichere Gespräche, man steckte die Köpfe zusammen, schwer von der Müdigkeit oder der Erinnerung an sterbende Tiere, die man mitten im Sprung getroffen hatte; diese Männer waren jung; ihre Müdigkeit, ihre Jagden waren so alt wie die Fabliaux. Meine walachischen Räuber setzten zum Schluß ihre Mützen auf, erhoben sich und schritten wacker in ihrem tiefschwarzen Ölzeug mit glänzenden Falten von dannen, hin zu ihren dunklen Tätigkeiten als Fährmänner, als Schlafende; einer von ihnen wandte mir über diesem nächtlichen und sternübersäten Arbeitszeug ein feines und schmales Gesicht zu; er schenkte mir ein verschwörerisches oder mitleidiges Lächeln, weiße Zähne blitzten auf. Mofas sprangen an. Vor der geöffneten Tür war die Nacht trüb, regte sich nicht; der Regen vollzog seinen Aufgalopp anderswo, Nebel war herabgesunken.

»Das ist Jean der Fischer«, sagte Hélène mit einer Kopfbewegung in die Richtung, in die sich leise Motorgeräusche rasch entfernten; ihre Bewegung war so unbestimmt, daß sie ebensogut den Nebel hätte meinen können. Sie lächelte. Ein wunderbares Muster bildeten in diesem Lächeln ihre Fältchen. Sie schloß die Tür, drückte an einigen Schaltern herum, alles verlosch, ich schlief schon, als ich vom Stuhl aufstand, ich war irgendwo, in Ländern, wo die Füchse im Traum vorbeilaufen und im dichten Nebel unsichtbare Fische aus dem Wasser springen, mit einem dumpfen Klatschen wieder zurückfallen; in der tiefsten Dordogne, das heißt nirgendwo, in der Walachei.

Es regnete den ganzen September lang.

Meine Schüler waren keine Monster: Sie waren Kinder, die vor allem und jedem Angst hatten und grundlos lachten. Man hatte mir die Kleinen anvertraut, nicht die unterste Klasse, sondern eine zweite und dritte; das waren viele ähnliche kleine Körper; ich lernte ihre Namen, lernte sie auseinanderzuhalten, wie sie während der Pausen in Regen und Wind zum überdachten Schulhof rannten, während ich sie

hinter den hohen Fenstern beobachtete, und dann auf einmal sah ich sie nicht mehr, zusammengedrängt unter einem Vordach, hinter dem wandlungsfähigen und respektlosen Körper des Regens. Ich war allein im Klassenzimmer. Ich sah auf ihre Capes, die aufgereiht an Kleiderhaken hingen und vom Morgenregen noch dampften, trockneten wie in einem Biwak die Paletots einer Zwergenarmee; ich gab auch diesen Kleidungsstücken die Namen ihrer Träger, ordnete sie mit einer gewissen Rührung zu. Und natürlich hingen an den Wänden große Tafeln mit Buchstaben, Silben, Wörtern und Sätzen, daneben Zeichnungen, Malereien, all die naiven Bilder, die den kleinen Geistern schmeicheln, sie anbeißen lassen und ihnen mit dicken lustigen Jungen, Zöpfe tragenden Mädchen und kleinen Kaninchen als Köder Konjugationen andrehen, die zum Heulen sind. Wenn sie nachdenken, wenn sie weinen, scharren Kinder mit den Füßen: Unter den Tischen sah ich die Spuren dieses so eifrigen wie traurigen Tanzes, darum herum ein bißchen Schmutz; und große Tintenkleckse auf dem weißen Holz zeugten von dem gleichen Rhythmus und der

gleichen Hingabe. Ja, das rührte mich; denn mit meinen zwanzig Jahren war ich selber noch nicht so viel darüber hinaus; aber ich entfernte mich, gehörte nicht mehr dazu.

Was hinten an der Wand unter dem Staub in einer Vitrine ruhte, kam von viel weiter her. Es kam aus dem letzten Jahrhundert, aus der Epoche der Spitzbärte, der Republik der geistig bescheidenen Biedermänner, aus jener Zeit, wo athletische Pfarrer aus dem Périgord mit geschürzten Soutanen in Höhlen krochen und den Adamsknochen suchten und wo Lehrer, ebenfalls aus dem Périgord, sich mit einigen Bälgern auf die gleiche Weise schmutzig machten und zu dem Knochen krochen, der bewies, daß der Mensch nicht von Adam abstammt; aus jener Zeit kam das Zeug in der Vitrine, wie an jedem Gegenstand das Schildchen bezeugte, worauf kundige Namen von jener schönen Hand geschrieben waren, die dieses Zeitalter kennzeichnet, die unnütze Schönschrift, rund, verschnörkelt, gewissenhaft, damals benützten sie alle, die Naiven, die Bescheidenen auf beiden Seiten des Flusses, jene, die an die Heilige Schrift

glaubten, und jene, die sich auf die Zukunft des Menschen verließen; aber was da ruhte, kam, obgleich spärlicher, auch aus unserem Jahrhundert, aus den zwanziger Jahren, und da hatte die Schrift schon einige hübsche Federn in Verdun gelassen, aus den Fünfzigern, und da hatte sich die Schrift unheilbar die Flügel verbrannt und war als Asche, als Gekrakel herabgefallen in die Höllen Polens und der Slowakei, in die berühmten Lager – nicht weit von Attilas Lager, das aber im Vergleich mit ihnen die reine Philosophieschule war –, herabgefallen auf die Ebenen voller Rüben und Wachttürme, in denen es ein für allemal keinen Gott und keinen Menschen mehr gab; und trotz Verdun und der slowakischen Nebelschleier waren die schönschriftlosen Lehrer unseres Jahrhunderts, heldenhaft auf ihre Weise, damit fortgefahren, große Namen auf kleine Steine zu schreiben, in dem Glauben, der ihnen blieb, nämlich dem an die Gewohnheit, was besser ist als nichts; und jenseits aller Sorten Lehrer stammte das Zeug in den Vitrinen von anderen Menschen, die den Gegenstand und nicht das Schild gefertigt hatten, von Menschen, über die nicht

bekannt war, ob sie an etwas glaubten, während sie daran arbeiteten, oder ob sie an nichts glaubten und es aus Gewohnheit taten; von ihnen wird aber zu Recht angenommen, daß sie nie bis in die Höllenkreise der Slowakei hinuntersanken. Bei dem Zeug in den Vitrinen handelte es sich um Steine. Es waren Waffen, heißt es; Harpunen, Beile, Klingen, sie sahen wie nach einem Gewitter vom Boden ausgespuckte Kiesel aus, was sie auch sind; es waren Feuersteine, jene sagenhaften Silikate, die den Namen hinterwäldlerischer Orte bekommen und diesen Orten dafür einiges an Jahren aufgeladen und unter ihnen zahllose Katakomben gegraben haben, älter als Mykene, älter als Memphis, die ganze Genesis mit all ihren Verstorbenen; so daß man sich fragt, an wen sich der Bürgermeister von Les Eyzies am 11. November vor dem Kriegerdenkmal mit seinem kleinen Rede-Zettel im kalten Nordwind richtet; die grob behauenen Feuersteine, auf ihre Art so wertvoll wie die Goldmasken aus dem Tal der Könige; noch wertvoller; die edlen Feuersteine mit ihren Namen voller »von« und »zu«, die neben ihren Familiennamen von Gemeinden der

Somme, des Lot, des Yonne auch noch Vornamen von Fischen und Bäumen und Vögeln tragen, das *Weidenblatt* von Solutré, der *Papageienschnabel* von La Madeleine und der *Plattfisch* von Saint-Acheul, der schönste, der älteste, der gemeinste, Schuppe für Schuppe herausgemeißelt, der ohne weiteres ein Rind tötete. Dort stand diese Vitrine: Denn man ist nur ein paar Schritte von Lascaux entfernt, die Große Beune mündet in die alte Vézère, der Boden ist gespickt voll mit diesem Schlachterwerkzeug; diese inzwischen veralteten, für immer entsicherten Granaten rollen durch die Bäche, frieren im Eis fest, verfangen sich in entwurzelten Bäumen und springen aus den Äckern, die Kinder sammeln sie am Weg auf, bringen sie unter dem Mantel zur Schule; und mit einem liebenswerten Lächeln unter ihren kleinen walachischen Mützen halten sie dem Lehrer, der sich damit auskennt und sich dafür interessiert, in ihrer schwächlichen Hand dieses Stück Finsternis hin. Danach setzen sie sich, packen ihre Schulranzen aus, konzentrieren sich, indem sie mit den Füßen scharren, beugen ihre Zöpfe und ihren frischen Nacken über eine Strafarbeit, in

der kleine Kaninchen ihnen das Lesen beibringen; und um ihren Eltern, ihrem Lehrer und manchmal sich selbst einen Gefallen zu tun, arbeiten sie daran, groß zu werden, mit dem Zeug da im Rücken, in einer Vitrine mit Schildern. Diese Steine waren also bis zur Schule von Castelnaud gerollt und warteten auf die Sintflut, um anderswohin zu rollen, diesmal regelgerecht etikettiert, damit sie Lektüre für Fische würden. Bis zum Pausenende war noch eine Viertelstunde totzuschlagen, vor dem Fenster noch immer Regen oder, als Hülle für Menschen, der Nebel, den Hélène Jean der Fischer genannt hatte; zwei kleine Zöpfchen wagten einen Ausflug in den Schulhof, flitzten im Galopp los, liefen mit begeisterten und kältescheuen Schreien unter das Vordach zurück; ich überließ die Kiesel sich selbst, dem eigenen ehrfürchtigen Wispern, ich setzte mich ans Pult, streckte die Beine. Ich überließ mich einer anderen Ehrfurcht und Heftigkeit. Ich dachte an die Tabakverkäuferin.

Der Tabakwarenladen stand unter den alten Arkaden, auf dem Festplatz von Castelnaud mit seinen Geschäften. Ich betrat ihn kurz nach meiner An-

kunft, eines Abends, nach der Schule. Und natürlich regnete es, meine Haare waren klatschnaß, der Laden war leer. Zerstreut sah ich mir die Postkarten auf dem Drehständer an, den einsamen Wolf von Font-de-Gaume und die großen Stiere von Lascaux, die rundlichen Bisons und diese sonderbaren Frauentypen aus der gleichen Zeit, Venus genannt, mit enormem Hintern und langem, schmalem Hals. Solche Abbildungen kann man in der ganzen Gegend kaufen. Mitten in diesem Zoo und Harem fesselte ein ungewöhnliches Motiv kurz meine Aufmerksamkeit: Es war ein mehrfarbiger Abdruck einer Figur, vermutlich aus Gips und von schäbiger Qualität, ein Mönch in seiner Kutte, zusammengesackt an einem Baumstumpf, an den ihn lange Pfeile nagelten; der geschorene Kopf hing herab, der Mann war tot. Als ich die Karte umdrehte, las ich, es handle sich um den seligen Jean-Gabriel Perboyre, einen Jesuiten, gebürtig aus Castelnau, von den Chinesen gegen 1650 zu Tode gefoltert. Obgleich leicht lächerlich, verlieh ihm die ergebene Kopfhaltung etwas Rührendes, so etwas wie Resignation, vielleicht Niedergeschlagenheit, die

schlecht zu einem Heiligen paßte, selbst wenn er tot war. Ich hörte das Klappern von Absätzen, drehte mich um, und da stand sie hinter ihrem Ladentisch. Ich sah sie bis zu den Hüften. Ihre Arme waren nackt.

Ich glaube nicht an langsam sich enthüllende Schönheiten, wenn man sie denn unbedingt erfinden muß, mich packen nur Erscheinungen. Diese hier jagte mir sofort ganz unanständige Gedanken ins Blut. Sie war gelinde gesagt ein Prachtweib. Sie war groß und weiß, Milch. Voll, üppig wie die Huris im Paradies, ausladend, aber eingeschnürt, mit korsettierter Taille, und wenn der Blick der Tiere durchaus von ihrem eigenen Körper spricht, dann war sie ein Tier; wenn Königinnen eine eigene Art haben, oben auf dem Rückgrat einen vollen, trotzdem reinen Kopf zu tragen, gnädig, aber doch verhängnisvoll, dann war sie die Königin. Dieses königliche Gesicht war nackt wie eine Bauchhaut: Im Gesicht die ganz hellen Augen, wie Dunkelhaarige mit weißer Haut sie erstaunlicherweise haben, diese verborgene Blondheit unter rabenschwarzer Mähne, dieses Geheimnis, das durch nichts – so man zufällig eine solche Frau besitzt –